

Bern, 12. Dezember 2009

Am Grund der Träume: Zu Paul Nizons „Die Innenseite des Mantels“ (Journal 1995)

Silvia Henke

Paul Nizon hatte immer Glück mit seinen Titeln, sie klingen nicht nur schön, sie sitzen auch gut. Das Journal aus den 80-er Jahren ist unter einem solch gut sitzenden Titel 1995 erschienen. „Die Innenseite des Mantels“ überträgt sich metaphorisch zunächst auf das Buch selber. Es lässt sich aufschlagen wie ein Mantel, wir sind sofort im Futteral des Textes. Wie fühlt es sich dort an? Der erste Griff ist rau, die Innenseite des Mantels, das ist nicht Samt und Seide, wir blicken in die ernüchterte Poetenexistenz des 51-Jährigen, wie er in London sitzend im Februar 1980 über Paris schreibt: „In Paris habe ich wohl alles Mögliche an Glanz, Hoffnung, Flitter verloren, aber ich habe diese poetische Existenz gefunden, die ich verteidige und für die ich bezahle, unter anderem mit Einsamkeit.“ (IM, S. 9)

Da es sich nun um ein Journal handelt, ist das Verhältnis von Aussen und Innen komplizierter. Denn man ist aufgrund literaturwissenschaftlicher Unterscheidungen angehalten, das Journal als Innenseite eines Werks zu betrachten, als dessen innere Form oder eben: auch Futteral. Der Mantel aber wäre dann das Werk. Ein Werk als Mantel? Und was würde bemantelt? Der Mantel bei Nizon ist mehr als eine poetische Chiffre. Spätestens seit der Erzählung *Untertauchen*, in welcher sich der Protagonist in einer Art Metamorphose zum Schriftsteller in einen Mantel hüllt, einen „schäbigen Militärmantel“ zwar, den er einmal einem Strassenhändler abgekauft hat, der aber seither zu jenen soldatischen, fast bodenlangen Mänteln gehört, in welchen man Nizon immer wieder trifft und in welchen er sich immer gerne porträtieren liess, weiss man: der Mantel ist mythisches Requisit zwischen oder um Person und Werk, er ist das Emblem der Schriftstellerexistenz schelchthin. Peter Utz schreibt: „Nizons Kunst ist ein Mantel, massgeschneidert auf seinen eigenen Leib“¹, und dies würde ich ergänzen und, mit Blick auf die „Innenseite des Mantels“, sagen: der Mantel ist eine Chiffre für Nizons Werk in dem Sinn, als er seinen Autor mit einschliesst und damit mythisch ist. Auch der Mythos Nizon ist massgeschneidert auf die eigene Existenz, weil sich eine Poetenexistenz ohne Mythos überhaupt

¹ Utz, „Paul Nizons Poetenmantel“, S. 56.

nicht halten lässt. Ein Mythos aber, so lässt sich bei Roland Barthes plausibel nachlesen, ist zunächst „eine Form, eine Hülle, keine Substanz“². Nizons autobiographisches Ich, dem wir in einem Journal gattungsgemäss näher sind als im Werk, weiss das wohl: auf der Innenseite des Mantels, das heisst im bunten, hautnahen Bereich dieses Werks schlummert der Zweifel an der Stabilität dieses Mythos und er formuliert auch seinen Preis: Einsamkeit. Wir lesen weiter im Futteral des mythischen Mantels: „Der Ruf *wo ist das Leben* mag gleichbedeutend sein mit Themenlosigkeit, Heimatlosigkeit, ideologischer Standpunktlosigkeit. Das einzige, was ich alldem entgegensetzen habe, ist mein Poetenleben, zu welchem eben dieses Inkubationszimmer gehört, und vordem die Selbstversetzung nach Paris. Dieses ‘Amt’. Aber vielleicht glaube ich nicht einmal daran.“ (IM S. 9)

„Die Innenseite des Mantels“ beginnt als Journal also gattungsgemäss mit Selbstbefragung, Einsamkeit, Selbstzweifel und vor allem: Ehrlichkeit. Die literaturwissenschaftlichen Bemühungen um eine Gattungs- oder Textsortendefinition des literarischen Tagebuchs, als welches ein Journal zu gelten hat, sollen hier nur in einem Punkt, dem m.E. wesentlichen gestreift werden: es ist das, was Philipp Lejeune als „Pakt“ bezeichnet, der im autobiographischen Text errichtet wird. Ein Pakt mit dem Leser, der auch ein Pakt des Schreibenden mit sich selber ist.³ Und dieser Pakt beruht letztlich auf der theologischen Tradition des Bekenntnisses, der Rechenschaft vor sich selber und dem Leben in seiner ungeschönten oder entmythisierten Form. Natürlich kann im Tagebuch gelogen, spekuliert und geirrt werden, es kann bunt und schillernd und voller Wunder sein: dies aber wird den autobiographischen Pakt mit der Wahrheit niemals lösen und den Text einfach in den Status der Fiktion entlassen. Dieser Lesehaltung fühle ich mich verpflichtet. Ich lese das Journal als Dokument und Text einer Existenz, Poetenexistenz. Und ich möchte nun zwei Aspekte dieses Journals der 80er Jahre herausstreichen, die mich beim Wiederlesen gewundert und bewegt haben im Hinblick auf den Zusammenhang von Werkaussen und Werkinnen.

Das Journal beginnt mit dem „Jahr der Liebe“, jenem Werk das den Mythos von Paris, vielleicht auch den Mythos der grossen, verrückten und einzigartigen Liebe aufgesogen hat und den Schriftsteller einsam zurücklässt. Und es hört auf mit dem „Bauch des Wals“, den Caprichos, in welchen sich Nizons Fabulierkunst vielleicht ins Höchste gesteigert hat. Zwischen diesen beiden

² Roland Barthes, *Mythen des Alltags*, S. 113.

³ Philippe Lejeune, *Der autobiographische Pakt*, S. 27ff.

Büchern, die Nizon noch heute, neben dem Canto, als seine wichtigsten bezeichnet⁴, liegen die Frankfurter Poetik Vorlesungen und ein Lesebuch, in welchen Nizon sein Werk an der Hand nimmt und reflektierend über sich, seine Poetik, seine Texte, seine Biographeme schreibend Auskunft gibt. Die 80-er Jahre sind mithin die Jahre, die wohl zu den produktivsten und wichtigsten gehören für die Begründung dieser Poetenexistenz. Man kann, nach gewissen Parametern sondiert auch sagen: zu den erfolgreichsten. So könnte man auf den ersten Blick sagen: das Werk blüht und wird gestärkt durch sogenannte Paratexte, im Journal aber – auf der Innenseite des Mantels – gären die Selbstzweifel. Der Mythos Nizon sollte mithin nicht verwechselt werden mit Ruhm und Erfolg, obschon diese unabdingbar dazu gehören. Der Mythos ist primär der Stoff der Verwandlung, das Medium des Verbergens und Enthüllens, das, dessen man nie ganz gewiss sein kann und an das man deshalb glauben muss. Wie an eine Mission oder, in Nizons Terminologie an ein „Amt“. Und Amt ist hier weniger im modernen Sinn von Beamtentum gemeint, als im religiösen Sinn von Berufung. Wenn nun einer schreibt, dass mitunter nicht einmal er selber an dieses Amt glaube, ist dies zwar ein prekärer Satz, aber auch ein Satz, der zur Gattung des Journals gehört, dieses geradezu beglaubigt, weil zum Journal – als autobiographischem Text – etwas gehört, was sich im Bild der Innenseite des Mantels nicht ganz ausdrücken lässt: das ist die Erfahrung des Verlustes, die konstitutiv in die Genese des Schriftstellerexistenz eingeht, die, da sie sich schreibend vollzieht, dem Leben nicht gerecht werden kann. Das Journal kann die immer neu entstehenden Löcher der Existenz natürlich nicht stopfen – genau so wenig wie es die Lücken des Werks füllen kann. Vielmehr wird es, der Selbstbeobachtung verpflichtet, die Erfahrung des Verlustes steigern, da Selbstbeobachtung und Melancholie (seit Goethe) fast zwangsläufig aneinander geknüpft sind. Das Journal der 80-er Jahre soll somit positioniert werden – in der ganzen Buntheit seiner Stoffe, mit all seinen Lesefrüchten, der ausführlichen Tag- und Stadt- und Selbstbeobachtung – als eigenes Genre neben den anderen zwei Textgattungen, der Fiktion und den Paratexten wie Vorlesung, Lesebuch, Interview. Und es musste in den 80er-Jahren, den Jahren, in welchen Paul Nizons Werk und Mythos selbständig zu werden begannen, als melancholisches Protokoll einer Existenz geführt werden, die um die Erfahrung eines Verlustes kreist, der nicht genau bezeichnet werden kann. Ein Ausdruck davon aber findet sich in jenen Textteilen, die zum Besonderen des Journals gehören, die in der Mitte des Buches, tief im Futteral des Mantels schlummern: es sind die

⁴ Zuletzt im TAM 47/2009: Paul Nizon im achtzigsten Jahr. Gespräch mit Dieter Bachmann

Träume, die Traumschriften und Traumbilder, die mir bei der Relektüre für den Zusammenhang von Melancholie, Poesie und Existenz so zentral schienen, dass ich davon ausführlich sprechen möchte.

„Ich liege am Mund meiner Träume, es ist aufregender als Kino, nur im Traum komme ich von meiner Abspaltung los und in die verlorene Ganzheit zurück. [...] Könnte ich zurückkehren in den Traum, ich wäre aufgehoben für immer.“ (IM 171). Das Journal ist in weiten Teilen ein Traumtagebuch. Der Traum, das sagt Nizon hier präzise, ist mehr als die Schnittstelle zwischen Leben und Werk, der Traum ist das Ganze, er umfasst und beherbergt die Existenz, die sich selber ja nicht zeigen kann, „verlorene Ganzheit“ sein muss. Diese verlorene Ganzheit ist auch gekoppelt an die Wahrheit, eine Wahrheit, die es eben nur in der verrückten Gestalt des Traumes zu haben gibt: „Der Traum ist die verrückte Mund der Wahrheit, deiner Wahrheit, aber diese ist nicht einfach zu haben, wie über den Ladentisch gereicht. Auch wenn sie sich noch so inständig an dich richtet, sie ist nicht zu haben, weil sie dich verschlingt, du hängst an ihren Lippen und Bildern, die betörend sind wie Sirenenmusik und erschreckend wie das Haupt der Gorgo, keiner Geschichte warst du so atemlos hingeeben wie derjenigen, die dir dein Traum erfindet, keiner so nah, es ist die Einkehr beim Allerheiligsten und Allerschrecklichsten, wie du weißt, die ursprünglichste Form des Fabulierens, Geburt der Poesie aus deinem tiefsten Bade, ich hänge am Mund meiner Träume wie der Säugling an der Mutterbrust...“ (IM 191)

Dieses Notat aus dem Frühling 1984 entstand im Umkreis der Poetikvorlesungen und ist in mindestens zweierlei Hinsicht bedeutsam: einmal, weil der Schreiber sich darin selber zum Adressaten macht und sich in der 2. Person anspricht, in einer seltsamen Form der Selbstunterweisung durch Selbstverdoppelung, die der Logik des Träumens zu entspringen scheint. Die Verdoppelung des Schreibenden in Ich und Du ahmt also nach, was der Traum impliziert: eine Teilung in träumendes und geträumtes Ich, das in einem Bild endet: Bad, Mund, Mutterbrust. Nizon folgt in dieser Poetik des Traums exakt der Bedeutung des Traums, die Ludwig Binswanger entworfen hat und die Michel Foucault in seiner berühmt gewordenen Übersetzung und Einleitung des Textes von Binswanger „Traum und Existenz“ herausarbeitet: dass nur der Traum etwas zur Anthropologie des Imaginären beitragen kann, dass er jene Transzendenz offenbart, die über unsere Existenz hinausfliegt: der Traum, so Foucault, ist die Möglichkeitsbedingung des Imaginären.⁵ Ob über die Existenz hinausfliegend oder vor sie

⁵ Foucault, S. 78.

zurückkehrend – wie auch angedeutet bei Nizon im Bild von Muttermund, Mutterbrust – der Traum ist immer die Welt in ihrem ersten Aufdämmern, reines Existieren, ohne die Möglichkeit oder die Objektivität eines bestimmten Bildes. Das macht ihn für die Erfahrung so wahr. Und was wirklich verrückt ist, ist genau dies: dass die ganze Wahrheit unserer Existenz, die in Träumen zusammenschiesst, nur in verstellter, entfremdeter Bildlichkeit zu haben ist. Nichts für den Ladentisch, sagt Nizon richtig. Dazu kommt aber die Ahnung einer Räumlichkeit, die vor den Bildern liegt. Binswanger hat in seiner phänomenologischen Analyse der Träume Gottfried Kellers deshalb neben den Bildern, die bei Freud und Jung als Symbole so schwer gewichtet wurden, die Erfahrung von Bewegung und Räumlichkeit ins Zentrum gerückt. Es sind „die Formen der Räumlichkeit, die im Traum den Sinn der Existenz enthüllen.“⁶ Ich möchte nun in diesem existentiellen Sinn einen Traum vorlesen, der alle Wunderlichkeiten der Poetenexistenz versammelt, verdichtet, enthüllt und verbirgt und der diese Erfahrung der Räumlichkeit als Sinn der Existenz versucht, schreibend einzuholen. Es ist – wie ganze viele der Träume im Journal – ein Heimkehrertraum, die Heimkehr in eine einmal bewohnte, verlassene oder verlorene Lokalität ist ein durchgängiges Motiv der Träume in diesen Jahren nach der definitiven Übersiedlung nach Paris. Heimkehr - das hat etwas Unbedingtes. Denn im erlebten Raum des Traums hat das verlassene Haus immer den Gefühlswert einer Heimat, die natürlich nicht zu haben ist und niemals war. Insofern ist der Traum ja wie das *déjà-vu* die Erinnerung an etwas, das nie wirklich war. Und genau in dieser paradoxen Struktur setzt er zusammen, was vielleicht das Ganze wäre. Im besagten Traum vom 31.12. 1984 ist dies begleitet mit einem Glücksgefühl. Weil es mir wichtig ist, diesen Traum nun in einem phänomenologischen und nicht in einem psychoanalytischen Sinn vorzutragen, möchte ich bitten, weniger auf latente Traumgedanken zu achten, für die die Bilder eben nur Symbol wären, als vielmehr auf das Glück des Ausdrucks selber. (Lektüre 128ff.)

Ich weiss nicht, ob es übertrieben wäre zu sagen, das in diesem Traum alles steckt, was Sinn und Bedeutung der Existenz ausmachen. Nahraum und Fernraum gehen ineinander über, die Vergangenheit kehrt zurück und baut der Zukunft ein Haus, nein, einen Palast. Privates und Öffentliches gehen ineinander über, aus Mühsal wird Gold, Selbstbehauptung und Verwirrung sind kein Widerspruch, genau so wenig wie oben und unten. Das Ich im Traum ist alles oder alles

⁶ Foucault, a.a.O.

ist Ich - auch das ein wichtiger Hinweis, den wir Foucault und Freud verdanken - ⁷ und somit durchläuft das Ich als Traum seine Existenz in ihrem ursprünglichen Raumcharakter, der Raum wird immer weiter, immer schöner und er impliziert auch eine ganz klare Vertikale. Am deutlichsten wird diese Vertikale im Bild der seltsamen blaugrünen Vogels, der sich aufschwingt. Ein fremder Vogel heisst es und natürlich ist das Ich auch dieser fremde Vogel, ein Heimkehrer. Ein Heimkehrer, der Herr im eigenen Haus werden möchte und feststellen muss, was seit Freud für das Ich und sein Unbewusstes gilt: dass es eben niemals Herr im eigenen Haus ist. Man könnte wohl von diesem Traum aus über das ganze Werk Nizons sprechen, vom Haus über die Taube und Goldfisch bis zum *Fell der Forelle*, die ebenfalls mit einem Aufflug endet. Der Sinn der Vertikalen im Traum, das ist die Erfahrung der Selbstüberschreitung, in der sich der Träumende von sich selber losreisst: sie möchte ich an den Schluss stellen. Denn sie ist die euphorische Seite des oft melancholisch erlebten Selbstverlustes, sie ist der Keim der Verwandlung und sie ist der einzig adäquate Ausdruck für das Chaos oder, im Bild des Heimkehrers gesprochen, für die Odyssee der Existenz. Aus dieser Odyssee gewinnen die Journale ihre Kraft, ihre Schönheit und natürlich ihre Poesie. Und wenn man dies wünschen könnte, so würde ich Pablo Nizon noch viele solche Träume wünschen - und auch die Lust, sie aufzuschreiben.

⁷ Ebd. 63.